

Women's voices –organizing social change

Leonie Herwartz-Emden, Verena Schurt

Angaben zur Veröffentlichung / Publication details:

Herwartz-Emden, Leonie, and Verena Schurt. 2008. "Women's voices –organizing social change." In *Symposion zur Verabschiedung von Carol Hagemann-White am 27. Juni 2008 an der Universität Osnabrück*. Augsburg: Universität Augsburg.



Leonie Herwartz-Emden

Women's Voices – Organising Social Change

"Wenn das, was man bisher als Hauptwerke abendländischer Tradition ansah, fast durchweg die Produkte einer speziellen Gruppe von Individuen waren, nämlich besitzhabenden, weisen, europäischen und nordamerikanischen Männern, wie repräsentativ sind dann ihre Ansprüche, wie umfassend ihre Botschaft, wie unvoreingenommen ihre Sicht?" Sheila Benhabib

Mein Ausgangspunkt

Women's Voices – Social Change - was habe ich dazu beigetragen? Ich gehe zunächst auf Forschungen zurück, die zu Anfang bis Mitte der 1990iger Jahre im Forschungsprojekt FAFRA in der Frauenforschung in Osnabrück stattfanden. Wir haben damals erstmals für den deutschsprachigen Kontext die Kategorie der Ethnizität mit der Kategorie Geschlecht systematisch theoretisch verbunden und empirisch breit untersucht. Wir kamen zu Ergebnissen¹, die zu diesem Zeitpunkt in gewisser Weise bahnbrechend und innovativ waren, vielfach rezipiert wurden und von heute aus betrachtet immer noch aufregend sind, da es bis dato nicht viele empirische Arbeiten gibt, die von ähnlicher Relevanz oder mit ähnlicher Präzision weiterführend sind.

Meine Themen waren: Mutterschaft und weibliches Selbstkonzept, die Vereinbarkeit von Familie und Beruf, Geschlechtsrollentypisierungen. Wir untersuchten Migrantinnen im Vergleich zu damals ‚westdeutschen‘ Frauen.

1. Mädchen und Frauen im Kulturvergleich

Ich zitiere aus unseren Untersuchungen zusammenfassend einige Forschungsergebnisse aus den ersten Phasen unserer Forschung, um damit weiterführend meine Statements vorzubringen:

Für die gesamten Einstellungsbereiche lässt sich in den Gruppen der Befragten aus der Türkei und auch der Aussiedlerinnen aufgrund unserer Befragungen feststellen, dass sie sich häufig entgegengesetzt zu den Einstellungskonstruktionen der westdeutschen Befragten äußern. Sie bilden Zusammenhänge und stellen eine Art von gleichgelagerten Dimensionierungen her, die der 'dichotomen Optik' (so die Begrifflichkeit von Carol Hagemann-White 1988) des westlichen Denkens entgegensteht. Die Dimensionalität der von ihnen gebildeten Konstrukte (ebenso wie die hergestellten Verknüpfungen) ist durchgängig anders als die der westdeutschen Frauen. Für den Bereich der Geschlechtstypisierung lässt sich festhalten, dass sie keine entgegengesetzten, dichotomen Dimensionen im Selbstkonzept zum Ausdruck bringen, sondern Weiblichkeit (FEM) und Männlichkeit (MAS) sind bei ihnen (nach der BEM-Skala) *koexistierende* Konzepte. Sie stehen darüber hinaus auch nicht im Gegensatz zu den sog. 'traditionellen' Mutterschaftskonzepten.

Eine 'klassisch-weibliche' Haltung zu Mutterschaft war für Einwanderinnen nicht damit gleichzusetzen, dass sie sich in ihrem Selbstkonzept stereotypisch 'weiblich' (im westlichen, expressiven Sinne) klassifizieren. Wie weiterführende Auswertungen (zur BEM-Skala, die Faktorenanalyse) zeigten, ergaben sich einerseits für die Befragten aus der Türkei, andererseits für die befragten Aussiedlerinnen Weiblichkeitsbilder bzw. Frauenbilder, die gänzlich andere Elemente enthalten, als sie aus den westlichen Stereotypisierungen bekannt sind: Frauen aus der Türkei zielten in ihrem Weiblichkeitsbild auf die familiäre, durchaus

¹ Wichtiger Ausgangspunkt waren Carol Hagemann-Whites theoretische Arbeiten, die sich in der Begrifflichkeit und ihren Darlegungen zur ‚Kultur der Zweigeschlechtlichkeit‘ verdichten.

machtvolle Position der Frau ab, Aussiedlerinnen entwarfen ein berufs- und arbeitsweltorientiertes Weiblichkeitsbild. (Damit erwies sich unsere Hypothese über die unterschiedlichen Selbstkonzeptionen von Frauen aus Gesellschaften mit andersartigen Geschlechterverhältnissen als bestätigt). Die Einstellungen der Befragten aus der Türkei und die der befragten Aussiedlerinnen verweisen, wie besonders in dem Bereich Mutterschaft deutlich wird, auf eine *nicht-westliche Modernität*, die von uns im deutschsprachigen Raum erstmals empirisch belegt werden konnte.

Was haben wir damals gemacht?

Wir haben Ergebnisse vorgelegt zur Geschlechtstypisierung der Befragten, in Kombination mit ihren Einstellungen zu Mutterschaft und Erziehung, verbunden mit alltagspraktischen Organisationsfragen. Es ergab sich ein komplexes Bild der Einstellungen, aber auch der Lebenslage von Einwanderinnen. Wir haben die Universalien und Begrifflichkeiten der bis dato im deutschsprachigen Raum dominanten Frauenforschung in ihren Konzepten in Frage gestellt – die Emanzipation schien eine westliche zu sein – ‚Tradition‘, traditionelle Frauenbilder und traditionelle biographische Entwürfe - bis hin zur Unterdrückung der Frau - wurden an alle nicht-westlichen Frauen delegiert. Dies hatte groteske Missverständnisse zur Folge, wie das Klischeebild von der Migrantin, die zu Hause sitzt, abhängig vom Mann, Hausfrau und Mutter ist.....

Mit unseren Forschungen haben wir eine in öffentlichen wie in wissenschaftlichen Diskursen weitverbreitete Überheblichkeit in Frage gestellt. Wir haben die Basisentscheidung getroffen, die Geschlechterverhältnisse der Herkunftsgesellschaften der von uns untersuchten Gruppen von Einwanderinnen einzubeziehen und andererseits die Aufnahmegesellschaft theoretisch einzufangen und systematisch kritisch zu beleuchten. Dies erwies sich von großer Bedeutung, da auf diese Weise die Interpretation der empirischen Ergebnisse eine Komplexität und Dichte erhalten konnte, die ohne einen solchen Bezugsrahmen nur schwer vorstellbar ist. Viele Einstellungsbereiche waren nur im Kontext der Herkunftsgesellschaften erklärbar, andere wiederum nur in der Erfassung der durch die Konfrontation mit der Aufnahmegesellschaft sich ergebenden Spannungsfelder im Erleben von Einwanderinnen/Migrantinnen.

Im Vergleich zu den westdeutschen Frauen konnten sowohl die Einstellungen der Einwanderinnen relativiert bzw. auf sie bezogen werden und die Konzepte der westdeutschen Frauen konnten in der Konfrontation mit den Einwanderinnen in neuem Licht erscheinen. Durch dieses Design ergab sich nicht nur eine kulturvergleichende Untersuchung, sondern die Forschung bot vielfältigen Anlass für eine ‚kulturkritische‘ und gesellschaftskritische Sicht.

Wie sieht unsere interkulturell vergleichende Forschung von heute aus betrachtet aus?

Das Bild der sog. ‚fremden‘ Frau hat sich in der deutschsprachigen Medienlandschaft nicht wesentlich verändert. Die Kopftuchthematik ist weiterhin von besonderem Interesse, Stereotypisierungen sind an der Tagesordnung, wissenschaftliche Veröffentlichungen wie öffentliche Diskurse sind davon nicht frei. Dennoch hat sich die wissenschaftliche Bearbeitung der Frauen- und Geschlechterforschung für die o.g. Fragestellung sensibilisiert. Heute erscheinen Arbeiten, die weit differenzierter vorgehen. Die integrale Analyse von Achsen strukturierter Ungleichheit und kultureller Differenz sind die Zielsetzung, dennoch gibt es die Problematik, dass Ethnizität und Geschlecht nicht allein als Identitätskonstrukte zu denken sind, also auf der Subjektebene angesiedelt werden können (wie Cornelia Klinger

und Gudrun Axeli-Knapp richtig einwenden), sondern gesellschaftstheoretisch bzw. makrotheoretisch zu begründen bzw. mit einer solchen Perspektive zu versehen sind. Es geht nicht alleine um individuelle Erfahrungswelten, um sog. Betroffenheit durch Geschlecht, Klasse oder Ethnie und Diskriminierung, sondern darum, die Achsen der Ungleichheit in den Blick zu nehmen (vgl. ebd. Europäische Revue, Nr. 29, 2005).

Insofern denke ich, waren wir Vorreiterinnen eines solchen Blicks, haben unsere wissenschaftlichen Stimmen erhoben, aber es gab und gibt noch viel zu tun.

2. Mädchen und Frauen im Bildungssystem

Im weiteren Verlauf meiner Forschungen habe ich dem Thema Mädchenschule eine *neue Stimme verliehen* – mit meiner langjährigen Forschung zu Monoedukation und Koedukation in Augsburg und Bayern.

Die aktuelle Diskussion um Chancengleichheit in der Schule, lässt sich – soweit sie sich auf die Geschlechterfrage bezieht – durch einen Perspektivenwechsel kennzeichnen: Während Mädchen heute als ‚Gewinnerinnen‘ der Bildungsexpansion gelten, findet sich die in den letzten Jahren vorrangig in den Medien kursierende These, dass Jungen zu den ‚Verlierern‘ im deutschen Bildungssystem geworden sind (Focus, 2002; GEO, 2003; Der Spiegel, 2004). Zugleich wird gegenwärtig in öffentlichen Diskursen davon ausgegangen, dass Schule längst nicht mehr Mädchen, sondern inzwischen und insbesondere Jungen benachteilige. Jungen werden später eingeschult, bleiben öfter sitzen, sind an Gymnasien unterrepräsentiert etc.

Mit dem Wechsel der Perspektive hat sich zwangsläufig nicht nur der Gegenstand, sondern auch die Forschung an sich verändert: Während in früheren Arbeiten der Koedukationsforschung die Auswirkung der gemeinsamen Unterrichtung auf Mädchen im Mittelpunkt stand, gilt es heute als *überflüssig*, sich der Situation von Mädchen und jungen Frauen im Bildungswesen der Bundesrepublik zuzuwenden, haben doch die verstärkten Bildungsanstrengungen von Frauen dazu geführt, dass sich insgesamt ihr Bildungsniveau dem der Männer angeglichen hat. Damit ist auch Koedukation als Forschungsthema gestorben.

Aber und dies darf keinesfalls übersehen werden: Auch wenn glücklicherweise von einer pauschalen Diskriminierung des weiblichen Geschlechts in schulischen Zusammenhängen längst nicht mehr die Rede sein kann, besteht weiterhin ein hierarchisch ausgeprägtes Ungleichgewicht zwischen den Geschlechtern – lediglich die Selektionsschwelle hat sich verlagert (Baumert, Cortina & Leschinsky, 2003). Heute manifestiert sich die Trennlinie am Übergang vom allgemein bildenden Schulwesen zur Fachhochschule oder Universität respektive zum berufsbildenden Ausbildungssystem (Nyssen, 2004). Insofern ist festzuhalten, dass die jungen Frauen von heute zwar die am besten ausgebildete Generation von Frauen in Deutschland sind, sich aber dennoch weiterhin geschlechtsspezifische Restriktionen in den Berufssituationen finden – mit den damit verbundenen nachteiligen Auswirkungen auf Lebenschancen und -situationen von Frauen.

Über dreißig Jahre nach der flächendeckenden Einführung der Koedukation (in Westdeutschland) haben sich Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern nicht vollständig aufgelöst. Sie sind vielmehr weniger offensichtlich geworden, und auch wenn sie aufgrund dieser subtileren Gestalt oftmals zu ihrer Negierung verleiten, sind sie dennoch vorhanden. Und auch wenn dies vor dem Hintergrund des ‚Gleichheitsdiskurses‘ gerne übersehen oder sogar geleugnet wird: Die Schule leistet nach wie vor einen nicht unerheblichen Beitrag zu dieser Entwicklung, insbesondere zur Ausbildung geschlechtsspezifischer Unterschiede:

Aktuelle Ergebnisse meiner Grundschulstudie über Migrantenkinder – SOKKE – belegen, dass bereits *in den ersten beiden* Grundschuljahren *geschlechtsspezifische Leistungsprofile* in Mathematik entstehen, die zuungunsten von Mädchen ausfallen. Die Tendenz, dass Mädchen in Mathematik und Naturwissenschaften (insbesondere Physik) schlechtere Leistungen erzielen, sich weniger für diese Fächer interessieren usw. setzt sich in den Sekundarstufen fort – hier verschärfen sich die Unterschiede zwischen den Geschlechtern noch zusätzlich. Zudem erweist sich die geschlechtsspezifische Konnotation dieser Fächer als ‚männlich‘ als äußerst stabil.

Es stellt sich die Frage, ob möglicherweise gerade monoedukative Schulen – Orte also, in denen Geschlecht als ein entscheidendes Aufnahmekriterium in die Schulgemeinschaft gilt und zunächst akzentuiert wird – Chancen für eine Nivellierung geschlechtsspezifischer Ungleichheiten bieten? Dieser Frage sind wir im Forschungsprojekt DIAM nachgegangen. In den Blick genommen wurde damit eine Schulorganisationsform, die in der deutschsprachigen Forschungslandschaft heute kaum mehr Aufmerksamkeit erfährt – die als altmodisch geltende Mädchenschule. Gesamtgesellschaftlichen und bildungspolitischen Annahmen zufolge stellen monoedukative Schulen offensichtlich einen Anachronismus dar, der im Zuge der Chancengleichheit für beide Geschlechter eigentlich längst überwunden sein sollte. Dagegen werden koedukative Schulen als Norm und Sinnbild einer praktizierten Geschlechtergerechtigkeit wahrgenommen. Von diesem ‚deutschen‘ Denkmuster sind auch wissenschaftliche Einschätzungen nicht frei, so dass die Forscherin immer wieder den Eindruck widerlegen musste, sich mit einer *altmodischen, überflüssigen und wirklich rückwärts gewandten* Forschungsfrage zu beschäftigen – auch die Forderung nach Mädchenförderung sei doch längst überflüssig, so der Tenor. Diese Vorurteile werden nicht nur durch die internationale Literatur auf beeindruckende Weise widerlegt, sondern auch durch unsere Ergebnisse. Ich werde dies *exemplarisch an den Resultaten für das Schulfach Physik* verdeutlichen:

In Bezug auf die Fachvorlieben und Fachabneigungen lässt sich festhalten, dass Physik bei Mädchenschulschülerinnen signifikant beliebter ist als bei Schülerinnen koedukativer Schulen; für die Fachabneigungen lässt sich eine ähnliche Tendenz aufzeigen: Physik ist bei Mädchenschulschülerinnen weniger unbeliebt. Hinsichtlich der physikbezogenen Selbsteinschätzungen zeigt sich, dass Schülerinnen aus Mädchengymnasien eine höhere Selbstwirksamkeit in und ein größeres Interesse an diesem Fach haben; zudem ist ihre Stimmung im Unterricht besser und sie fühlen sich hier insgesamt wohler als Mädchen an koedukativen Schulen. Die Unterschiede zwischen den beiden Schülerinnengruppen sind jeweils hochsignifikant; die Werte der Mädchenschulschülerinnen unterscheiden sich nicht signifikant von denen der befragten Jungen und liegen auf einem vergleichbaren Niveau.

Ganz im Gegensatz zu den oben formulierten vorurteilsbehafteten Annahmen legen unsere Forschungsergebnisse den Schluss nahe, dass die in Deutschland noch bestehenden Mädchenschulen durchaus als adäquate Alternative zu koedukativen Schulen angesehen werden können. Es zeichnet sich ab, dass den Schülerinnen, die Mädchenschulen besuchen, eine breitere, *geschlechtsuntypischere* Entwicklung ermöglicht werden kann und Mädchenschulen insofern einen Beitrag zur Demokratisierung des Geschlechterverhältnisses leisten können.